



Nr. 202.

Dienstag, den 30. August 1904.

19. Jahrgang.

Nachdruck verboten.

Auf der Jungfernwand.

Novellette von Reinhold Ortman.

Nach mehr als einstündigem und trotz der zahlreichen Windungen des Weges ziemlich beschwerlichem Aufstieg durch den dünn bestandenen Tannenforst der den unteren Theil des Hirschfogs bedeckt, hatte die kleine Gesellschaft das Ziel ihres Spazierganges, die aus dem Vergnässen vorspringende Felsplatte der Jungfernwand, erreicht. Im Licht der sinkenden Sonne lag das liebliche Gebirgskthal mit seinen Feldern und Wiesenmatten, seinem schmalen Rindlein und seinen laubigen Häuschen zu ihren Füßen. Der stattliche, blondbärtige Herr, der den Führer der beiden Damen gemacht hatte, war bis hart an das primitive Geländer vorgetreten, das sich morich und wackelig am Rande der steil abfallenden Wand erhob; aber als die jüngere seiner Begleiterinnen, ein anmutiges Geschöpfchen von höchstens achtzehn Jahren, sich anschickte, seinem Beispiel zu folgen, griff er halb unwillkürlich nach ihrem Arm.

„Um Gotteswillen, Vorsicht, Fräulein! — Man kann sich auf die Schutzvorrichtungen hier in den Bergen niemals verlassen, und die Wand fällt beinahe senkrecht ein paar hundert Meter tief ab.“

Wie in leichtes Erstaunen ging es durch den zierlichen Körper des jungen Mädchens.

„Ja, es ist eine schreckliche Höhe. Ich habe sie oft genug von unten mit den Augen gemessen; denn die Wand erhebt sich ja fast unmittelbar vor unseren Fenstern. Woher aber mag sie nur ihren sonderbaren Namen haben? — Wissen Sie vielleicht etwas darüber, Herr Professor?“

„Der Ueberlieferung nach soll sich vor langer Zeit eine Jungfrau, die den Witten ihres Herzens nicht haben konnte, von hier oben in die Tiefe hinabgestürzt haben. Eine uralte Grabschrift unten auf dem Friedhofe scheint die Wahrheit dieser Ueberlieferung zu bestätigen.“

„Ihre Harbers warf einen scheuen Blick über den Rand des Plateaus hinab.“

„Ob sie wohl gleich todt gewesen ist?“ fragte sie leise.

„Daran ist kaum zu zweifeln. Es muß schon ein Wunder geschehen, wenn Jemand, der hier abstürzt lebend unten ankommen sollte. Und darum bitte ich Sie nochmals, Fräulein! — Lassen Sie uns weiter zurücktreten. Das Gestein des Hirschfogs ist berüchtigt wegen seiner Brüchigkeit, und auf das Geländer kann man sich, wie gesagt, nicht verlassen.“

Wahs gewaltig zog er sie von der gefährlichen Stelle zurück. Aber ihre Gedanken waren noch immer bei der Unglücklichen, der die Wand ihren Namen verdanken sollte.

„Können Sie mir nicht sagen, wo sich die Grabschrift befindet, Herr Professor! — Ich möchte sie so gerne lesen.“

Der Blondbärtige bekräftigte ihr die Stelle an der Friedhofsmauer, wo sie sie suchen müsse. Der älteren Dame aber schien diese Unterhaltung nicht sonderlich zu behagen.

„Du weißt, daß ich nicht gern von Unglücksfällen reden höre, Ise!“ sagte sie verweisend. „Warum sollen wir uns den schönen Spaziergang durch solche traurigen Geschichten verderben. Würden Sie mir für den Abstieg vielleicht Ihren Arm geben, Herr Professor? — Ich bin leider etwas unsicher auf den Füßen.“

Er beeilte sich, ihrem Wunsche zu entsprechen, und es würde ihn sicherlich Mancher um den Rittersdienst beneidet haben, den er Frau Wally Harbers erweisen durfte. Denn die sechsunds-dreißigjährige Witwe war immer noch eine auffallend schöne Frau, die man viel eher für Ise's ältere Schwester als für ihre Mutter hätte halten können. Und sie erschien vollends um ein Jahrzehnt verjüngt, wenn sie, wie jetzt während des Heimweges, in lustigem Geplauder all ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit entfaltete. Silberhell klang ihr fröhliches Lachen durch die abendliche Stille des Bergwaldes, und wenn sie hier und da frehen Blick, um sich athemischöpfend fester auf den Arm zu stützen, den ihr der ungefähr gleichalterige Begleiter bot, war ein wahrhaft bestirrender Ausdruck auf ihrem ihm zugewandten Gesicht.

Ise, die beharrlich um mehr als ein Duzend Schritte hinter ihnen blieb, sprach kein Wort. Eine für ihre Jugend fast unnatürlicher Ernst lag auf dem zarten, holden Gesichtchen, und mit schweremüthig träumrischem Ausdruck suchten ihre Augen immer wieder den Himmel, in dessen matten Blau kleine, rosig überhauchte Abendwölken schwammen.

Vor der Villa Martha, in der die beiden Damen zur Sommerfrische wohnten, verabschiedete sich Professor Reimarus von seinen Begleiterinnen. Er küßte Frau Wally ritterlich die mahligen Fingerringe und hielt dann, Ise's eine schmale Hand, obwohl sie sich ihm rasch wieder hatte entziehen wollen, ein paar Sekunden lang mit festem Druck in der seinigen.

„Auf Wiedersehen morgen früh! Ich bitte um die Erlaubnis, gnädige Frau, Ihnen im Laufe des Vormittags meine Aufwartung machen zu dürfen. Es ist eine für mich sehr wichtige Angelegenheit, in der ich eine gütigste Entscheidung von Ihnen erwarte.“

Die Angeredete erröthete ein wenig; aber es lachte zugleich ein sehr verheißungsvolles Lächeln um ihre Lippen, während sie erwiderte:

„Sie wissen lieber Herr Professor, daß Sie mir jederzeit willkommen sind, und was ich in der betreffenden Angelegenheit für Sie thun kann, das soll gewiß geschehen.“

Er verbeugte sich dankend, und ging. Ise aber bat, sobald sie ins Haus getreten waren, ihre Mutter um die Erlaubnis sich gleich in ihr Schlafzimmer zurückziehen zu dürfen, da sie unerträgliche Kopfschmerzen habe. Und ihr Unwohlsein schien noch nicht gehoben, als sie am anderen Morgen, der in strahlender Schönheit über dem Gebirge heraufgestiegen war, das gemeinsame Wohnzimmer betrat. Ihr reizendes Gesichtchen war noch bleicher als sonst, und die schönen Augen erschienen fast unheimlich groß durch die dunklen Schatten, die unter ihnen lagen.

Frau Wally aber bemerkte es kaum. Sie war in rosiger Laune, hatte mit besonderer Sorgfalt Toilette gemacht und strahlte in ihrer reifen Schönheit bezaubernd denn je.

Während des Frühstücks, das Ise kaum anrührte, plauderte sie fortwährend von allerlei ergötzlichen Dingen, und dann, indem sie ihren weichen Arm um die schlanke Gestalt des Töchterchens legte, sagte sie plötzlich:

„Ich muß dir ein Geständnis machen, mein Kind! Der Wunsch, der den Professor Reimarus heute zu mir führt, ist mir schon seit Wochen kein Geheimniß mehr. Und vielleicht hat sein Benehmen auch dir verrathen, daß er mir ein mehr als nur freundschaftliches Interesse entgegenbringt. Wenn er mich nur

heute singen sollte, ob ich seine Frau werden will, würdest du dann damit einverstanden sein, daß ich ihn eine besessene Antwort gebe?"

Wohl sah sie den jähen Wechsel der Farbe auf dem Gesicht des jungen Mädchens und fühlte das Erzittern des jugendlichen Körpers, aber sie deutete es als Anzeichen einer sehr begreiflichen Ueberraschung.

"Ich glaube nicht, Liebling", fuhr sie fort, "daß du dir einen gütigeren und liebenswürdigeren Stiefvater wünschst, als der Professor es dir sein würde. Noch hat er mir ja übrigens mit keinem Worte von seiner Zuneigung gesprochen; aber eine Frau täuscht sich in dieser Hinsicht nicht so leicht. Und die Beharrlichkeit mit der er sich uns seit dem ersten Tage unserer Heirat angegeschlossen hat, läßt kaum eine andere Deutung zu. — Wenn er mich nun fragt, mein Kind — was soll ich ihm dann antworten?"

"Daß du ihn glücklich machen willst, Mama! Was könntest du ihm auch anderes zur Antwort geben?"

Sie hatte es in einem ganz seltsamen Ton hervorgestoßen, schwer atmend und mit zuckenden Lippen. Und dann riß sie sich plötzlich aus dem Arm der Mutter los, um zur Thür zu eilen. Frau Wally wollte eine Frage an sie richten, wollte ihrem Unwillen über das sonderbare Benehmen Ausdruck verleihen; aber da schlug unten die Haustür auf und der Gedanke, daß es schon der Professor sein könnte, veranlaßte die Wittve, von jeder weiteren Auseinandersetzung abzustehen, die ihr möglicherweise die Stimmung hätte verderben können.

"Man muß Geduld mit ihr haben", dachte sie. "Mädchen in diesem Alter sind oft unberechenbar und voll der seltsamsten Launen."

Damit trat sie vor den Spiegel, um ihr Gesicht noch einmal einer aufmerksamen Prüfung zu unterziehen; denn niemals hatte ihr so viel daran gelegen, schön zu sein als an diesem Morgen, der, wie sie meinte, von entscheidender Bedeutung für ihre ganze Zukunft sein sollte.

Sie aber war fortgeschwunden wie eine Verfolgte. Ihr einfacher englischer Hut lag im Vorzimmer und sie riß ihn im Vorübergehen an sich, ohne daß sie sich Zeit nahm, ihn sogleich auf ihrem schönen dunklen Haar zu befestigen. Das Anschlagen der Glocke hatte sie in ihrer Erregung ebenso wenig gehört als sie die hohe Märmertreppe hinauf entgegengelaufen. Wie ein Wirbelwind slog sie die Stufen herab, und sie mußte nach kaum, was mit ihr geschah als Professor Reimarus die biegsame Mädchengestalt schon in beiden Armen aufgefangen und an seine Brust gedrückt hatte.

"Uel! Meine geliebte kleine Uel! — Wahrhaftig das Glück kommt mir lebhaftig entgegen."

Und da sie keinen Versuch machte sich zu sträuben, drückte er seine Lippen auf ihr duftendes Haar, ihre Stirn, ihre Wangen, ihren halbgeöffneten Mund, während sie in halber Bestäubung das Köpfchen an seine Schulter sinken und sekundenlang widerstandslos alles über sich ergehen ließ.

Dann erwachte sie aber plötzlich zur Erkenntnis der Wirklichkeit und mit einem Schrecklaut machte sie sich aus der Umarmung des Professors los.

"Um Gotteswillen, was haben Sie gethan?"

In fröhlichem Ueberrausch neigte er sein lächelndes Gesicht über das verstörte Mädchenmüß herab.

"Ich habe mein herziges Lieb geküßt, ist das etwas so Schandiges?"

"O es ist schrecklich!" jammerte sie. "Nie — nie dürfen Sie einem Menschen etwas davon erzählen. Meine Mama erwartet Sie oben. Und Sie dürfen ihr keine Enttäuschung bereiten. — Sie dürfen nicht — hören Sie? Ich will Ihrem Glück nicht im Wege sein — ich gehe fort — lassen Sie mich! Es ist am besten, wenn ich gar nicht mehr da bin."

Erstuch folgt.

Hus aller Welt.

Das Berliner Gasthose werth sind. Der Kaufpreis für das "Hotel Bristol" beträgt nach dem "Konf." 10 840 000 M., der sich aus 10 040 000 M. für das Grundstück und 800 000 M. für Inventar und Maschinen zusammensetzt. Am 31. Dezember besaß das Hotel Bristol: Geschirre im Werthe von 32 104,04 M., Möbel und Geräte im Werthe von 572 025,04 M., Wäsche im Werthe von 64 029,49 M. Das Centralhotel, das Restaurant "Zum Heideberger", das Café Central-Hotel, der Wintergarten im Centralhotel kosten in Miete zusammen: vom 1. April bis 31. März 1906 jährlich 660 000 M., bis 31. März 1908 jährlich 685 000 M., bis 31. März 1912 jährlich 710 000 M., bis 31. März 1916 jährlich 735 000 M., bis 31. März 1920 jährlich 760 000 M.

Auf dem Wintergarten entfallen hiervon 153 000 M. jährlich. Das "Hotel und Café Westminster". Unter den Büden 17-18, kostet jährlich 180 500 Miete. Das Inventar und die Maschinen der Westminster- und Central-Hotel-Etablissements (ohne Wintergarten) sind mit 936 566,80 M. eingestellt. Diese Summe erscheint gegenüber den 800 000 M., die Inventar und Maschinen des Hotel Bristol gekostet haben, niedrig; man muß aber berücksichtigen, daß hier im Laufe der Jahre mehr abgeschrieben ist. "Absolut" sind beide Biffern nach dem Urtheil von Sachverständigen recht mäßig angelegt.

Aus
unserm



Koch-
buch.

Liebe Schwester!

Diesmal ist's ein Speisezettel für die Sommerfrische, den ich Dir schicke. Es sind alles leicht und schnell zubereitende Speisen, ganz der Jahreszeit angemessen. Ich habe das Mahl wieder für 5 Personen eingerichtet.

1. Frankfurter Würstchen.
2. Pilante Eier.
3. Entrecôte à la Dumas.
4. Kartoffelpüree.
5. Grüne Bohnen auf besondere Art.
6. Gebackenen Reis.
7. Käse.

Die Eier werden folgendermaßen bereitet: Sechs frische Eier läßt man hart kochen, gibt sie in kaltes Wasser und schneidet sie nach dem Abtropfen der Länge nach in zwei Teile.

Das Gelbe löst man vorsichtig heraus und wiegt es fein. Ebenso werden eine kleine Zwiebel und etliche frische Champignonsköpfe fein gewiegt; in Butter gedämpft, etwas gehackte Petersilie dazugegeben, alles gut vermischt und in eine Schüssel gelegt. Unter diese Masse wird ein eigrößes Stück in Milch gewaschenes Weißbrot gegeben, die gewiegtten Gelbeier, Salz und Pfeffer werden dazugefügt. Das Eiweiß wird in Bombenform darum garniert und eins neben das andere in eine kleine Pfanne gelegt, mit geriebener Semmel überpudert, mit zerlassener Butter übergossen und auf dem Feuer schnell gebräunt. In eine heiße Pfanne kommt ein viertel Liter süße Sahne; man läßt sie aufwallen, bindet sie, wenn man sie vom Feuer genommen, mit einem Stück frischer Butter, überzieht die Eier mit dieser Sauce, gibt gehackte Petersilie dazu und schickt sie schnell zu Tisch.

Das Entrecôte à la Dumas wird aus einem schönen, dicken, allseitig durchgehenden Rippenstück hergerichtet. Man teilt dasselbe, klopft es leicht, und gibt Salz und Pfeffer dazu. In eine Bratpfanne kommt ein gehäufter Eßlöffel frischer Butter, die leicht gebräunt wird; das Entrecôte wird hineingelegt, auf schnellem Feuer auf beiden Seiten goldbraun gebraten. Dann legt man es auf eine heiße Platte; fügt dem Bratenfett etwas Jus, ein Glas Weißwein und einen Schuß Essig dazu; läßt alles aufwallen, bindet es mit einem Stück frischer Butter, welches mit dem Mark aus dem in heißes Wasser getauchten Rinderknochen gemischt wird, gibt eine Messerspitze Fleischertrakt dazu, gießt es über das Entrecôte und serviert es mit Kartoffelpüree.

Die grünen Bohnen auf besondere Art: Frische, sehr zarte Bohnen werden sauber gewaschen, gewaschen und in kochendem Wasser abgekühlt, man läßt sie fünf Minuten darin ziehen und dann gut abtropfen. In einer Kasserolle wird ein schönes Stück frische Butter erhitzt, bis sie sich leicht färbt; die Bohnen werden dazugegeben, das nötige Salz, Pfeffer und Muskat hinzugefügt. Man läßt sie schnell kochen und stellt sie dann verdeckt zur Seite des Feuers. In einer Pfanne wird ein Eßlöffel Butter und ebensoviel Weizenmehl gerührt, auf schwachem Feuer natürlich; man läßt es gut aufkochen und gibt nach und nach einen halben Liter Bouillon dazu, während man mit einem Holzlöffel rührt. Durch ein Sieb gibt man es dann über die Bohnen, vermischt sie gut damit und läßt sie auf schwachem Feuer weiter ziehen. Kurz vor dem Anrichten werden sie mit zwei Gelbeiern, die man mit etwas saurer Sahne verrührt hat, vermischt; ein Eßlöffel frischer Butter, eine Messerspitze gehackter Petersilie, der Saft einer halben Zitrone wird dazugegeben, dann wird alles in einen Grünschnapf getan und zu Tisch geschickt.

Aus diesem Speisezettel kannst Du auch ganz gut, durch Auswählen einzelner Gerichte, ein schnell zu bereitlebendes Abendbrot für liebe Gäste herstellen; wir haben es neulich auch hier in der Kochschule so gemacht. Die pilanten Eier eignen sich vorzüglich dazu. Ich freue mich jedesmal, wenn Du mir schreibst, daß Dir die Speisen gelingen und Lob eintragen! Hoffentlich bleibt es immer so.

Wie guten Appetit

Deine Lotta



Denkspruch.

Vertrau' Dein Herz nicht jedermann,
So Du nicht willst in Schaden fahn,
Und halt' Dein Herz in stiller Hut,
Denn viel Vertrauen Schaden tut.
(Älter Weidspruch.)

Waisenlos.

Skizze von Fritz Ganger.

(Nachdruck verboten.)

Es ging nur knapp zu bei den Köllermanns; denn es waren acht Kinder da, und acht hungrige Mäuler wollen alle Tage satt gemacht sein. Armut hat trotz aller Not oft rote Backen und eine unheimliche Gesundheit. Das trockene Brot schmeckt ihr besser, als dem Reichtum die erlesensten Genüsse. Und gesund waren die acht Kinder der Köllermanns, von der dreizehnjährigen Stine an, bis abwärts zum dreijährigen Frieder. Die Brotschnitten konnten gar nicht groß genug werden, wenn die Mutter das Vesperbrot austeilte, und von den Erdäpfeln blieb des Abends nicht einer im Topfe. Gott sei Dank, daß noch immer etwas da war zum Austeilen! Freilich, manchmal galt es, den Hungerriemen etwas enger zu schnallen.

Der Köllermann war fleißig und ordentlich — immerhin, 10 Mark Wochenlohn für eine Familie von 10 Köpfen sind ein verdammt niedriges Budget. Aber auf dem sandigen Ackerstreifen hinter der windschiefen Strohhütte, den die Frau mit Hilfe der älteren Kinder bestellte, wuchsen trotz des toten Sandes so viel Kartoffeln, daß sie das Jahr über reichten. Eine Ziege war auch da, und in besonders guten Jahren hatten sie es schon bis zu einem Schwein gebracht. Nächste Ostern kam die Stine aus der Schule. Das Mädchen mußte natürlich gleich in einen Dienst gehen. Dann würde es schon ein bißchen besser werden.

Aber es kam nicht zum Besserwerden. —

Als der Herbststurm die letzten gelben Blätter der alten Linde vor der windschiefen Strohhütte abriß und die Dorfstraße hinunterjagte, trat der Tod mit rücksichtslosen Schritten in die Lehmhütte und raubte der Kinderschar die Mutter. Mein Gott, es war kein Wunder, daß das kurze Krankenlager ein Sterbebett zeitigte. Die vielen Kinder, immer die Sorge, manchmal auch der Hunger — wo wollte das schließlich hin? Es wurde dem Unerbittlichen nicht schwer gemacht, das elende Lebenslichtlein auszublasen. —

Ein Vierteljahr lang ruhten die Pflichten einer Mutter auf den schwachen Schultern der dreizehnjährigen Stine. — Dann gab der Köllermann seinen Kindern eine Stiefmutter. Was wollte er denn auch anders machen? Die Kinder wären ja gekommen, wenn die Frau dauernd gefehlt hätte. Freilich, Rosentage erblickten der Kinderschar auch nicht, als die derbflockige, immer keifende und eine sehr schlagfertige Hand besitzende Müllerrese ins Haus kam. Die drei ältesten zeigten manchmal Aufseßigkeit, wenn's mit dem Gezänk nicht aufhören wollt, und die jüngeren, vom sechsjährigen Hannes abwärts, schauten mit großen, fragenden Augen auf die eckige Gestalt der neuen Mutter, die doch nimmer ihre Mutter war. Und Liebe erworb sich die Müllerrese keinen Funken, sie hatte auch nicht das Bedürfnis, die Herzen der Waisen zu sich heraufzuziehen. Mit doppelter Liebe hingen die acht Wärllein deshalb am Vater. Wartend spähten sie am Abend nach ihm aus und flogen ihm jubelnd entgegen, wenn sie ihn erblickten.

In einem Abend aber warteten sie vergeblich auf ihn. Statt des Vaters kam ein fremder Mann, der nach der Frau fragte. Neugierig folgten die Kinder dem Mann ins Haus.

„Dau, Müllerrese, Dinen Mann brängen se hüte to Hus,“ sagte der einen strengen Harzgeruch verbreitende Mann, denn er kam aus dem Holzschlag.

„Wat fehlt em, het sich woll besopen, det Schwin?“ fragte die Müllerrese und stemmte die Arme, schon wie zum Empfange bereit, in die Seite.

„Besopen? Nei, dat nicht. Het drank jau gor nicht.“

„Krank?“

„Nei, dot!“

Die Müllerrese schrie auf, die Ältesten Kinder weinten und jammerten; denn sie hatten verstanden, welche entsetzliche Boschaft der Mann ins Haus gebracht hatte. Die jüngsten standen schon in eine Ecke gedrückt und hatten die schmutzigen Finger im Munde.

„Het foam nicht mehr furt, as der Bom rungerschlag; hei woar glits dot. Sei sin bald met em to Hus.“

Da die Frau nicht mehr antwortete, und der Mann der wohl die Art gut zu handhaben wußte, aber ein Tröpslein Trost nicht zu spenden verstand, obwohl sein Herz beim Anblick der acht Wärllein blutete, seine Mission für erfüllt hielt, räusperte er sich verlegen, goß seine Pfeife aus und ging. —

Als er fort war, schrie die Müllerrese nicht mehr wie wahnsinnig, sondern fuhr nur noch einmal mit dem Schärzzipfel über die Augen. — Nun hatte sie die acht Jöhren auf dem Halse. Das war der einzige Gedanke, der ihr ganzes Denken beherrschte. Und als man ihr auf einer Bahre von Sichtenreisen den erschlagenen Mann heimbrachte, da schrie sie wieder wie wahnsinnig, — aber sie war längst mit sich einig, daß sie gleich nach dem Begräbnis über alle Berge gehen wollte. — Die Gemeindevorsteherin mußte ja für die acht sorgen, warum sollte sie es tun? Wie sie überhaupt dazu gekommen war, den Köllermann zu heiraten! —

An einem bitterkalten Februartage trug man den Mann hinaus. Der Leichenzug war nur kurz. Hinter dem Sarge ging die Witwe. Sie weinte nicht, nein, sie schrie wie wild und verzweifelt. Und doch war's nur Komödie. Sie tat's nur, weil sie immer schreien, wenn einer begraben wurde. Mit kühler Ruhe überlegte sie während des langen Weges nach dem Kirchhofe, ob es besser sei, wenn sie heute Abend noch ginge oder lieber bis morgen warte.

Die beiden jüngsten Kinder hatte die Müllerrese unter der Obhut der tauben und halbblinden Basillehne im Hause gelassen. Die sechs ältesten folgten weinend dem Sarge. Ob sie's wohl alle sechs schon empfanden, daß man ihnen nun das letzte Stücklein Liebe und Fürsorge hinaustrug? Die beiden ältesten mochten den Verlust zu würdigen wissen, in den Seelen der anderen Wärllein war's nur wie ein leises Ahnen. Aber dennoch waren die Tränen der Kinder eine größere Garantie für die Trauer, als das Schreien und Jammern der Stiefmutter.

Die wenigen Weiber, die außer Frau und Kindern den Leichenzug beschloßen, ließen ein paar rundliche Tränen aus den Augen krollen, bewiesen aber durch die leise geführte Unterhaltung über das heurige Gewölk der noch im Februar zu schlachtenden Schweine, daß ihre Seelen von den Tränen nichts wußten. —

War das ein Lamento am nächsten Tage im ganzen Dorf! „Die Müllerrese ist fort! — Woher?“ — Ja, das wußte keiner, sie war eben verschwunden.

Als die Kinder am Morgen nach dem Begräbnis des Vaters erwachten, waren sie allein. Sie warteten hungrig bis zum Mittag. Stine saß auf der mit gelben Schwerlilien und brennendroten Rosen bemalten Truhe, die unter dem Fenster stand und sah mit großen, traurigen Augen auf die Dorfstraße hinaus. Keiner kam. Gegen Mittag schrien die Jüngsten nach Brot. Stine fand im Schrank keine Kruste. Endlich entschloß sie sich, ins Dorf zu gehen, um nach der Mutter zu fragen.

Die Bauern wurden stuhig.

„Furt, seist Dau? — Sei werd doch nicht?“ —

Die Vermutungen wurden im Laufe des Nachmittags zur unumstößlichen Gewißheit. —

Drei, vier kamen, um zu fragen, ob sie noch nicht wieder da sei. — Das war nicht Fürsorge; denn keiner brachte eine Krume Brot mit. Nur die Angst trieb alle, daß die acht hungrigen Mäuler der Gemeinde zur Last fallen könnten. —

Abend! — In der Lehmhütte kein Licht und kein Brot. Die jüngsten hatten sich schon in den Schlaf gewiegt. Die drei ältesten warteten noch und saßen frierend, eng aneinander geschmiegt, auf der Ofenbank und lauschten mit Grausen dem Wintersturm, der um das windschiefe Häuschen tobte. Ob die Mutter nicht doch noch kam? Sie mußte ja kommen, was sollte denn werden, wenn sie nicht kam? Gewiß, morgen früh

würde sie da sein! — Mit dieser felsenfesten Hoffnung im Herzen schliefen auch endlich die Großen ein, da, wo sie saßen. —

In der räucherigen und verqualmten Wirtsstube saßen die Bauern und debattierten.

„Det Was ist furt, und sei kummt of nicht wedder,“ sagte der hagere Weidensepp.

„Wo ward sei denn,“ sekundierte ihm sein Nachbar zur Einken, der Huberbauer, „die het ment, die Buern müten die Kinger dorchfudern, wat soll ick mei placken und schingen.“

„Uns ward of nicht vel engers ebberblieven, wei müten in den suern Appet bieten. Mit die Groten goat et jai all, die freten nicht umfünst, abers, wat die Lütten sin.“ —

Der Schulzenkarl, der diese tief sinnige Weisheit zum Besten gab, häßte sich in dicke Rauchwolken und bestellte ein neues Achtel Schnaps.

Die Flasche machte am Tisch die Runde. Nachher beriet man, wie die Waisen unterzubringen seien. Mitternacht war schon vorüber, als die Bauern endlich auseinander gingen. Sie waren sich einig geworden, die arbeitsfähigen Kinder zu behalten. Die Kleinen sollten nach dem Waisenhanse abgeschoben werden. Freilich, sie würden für die Jöhren bezahlen müssen, aber es ging nicht anders, im Dorf nahm sie auch niemand umsonst. Eine Last blieb's auf alle Fälle für die Gemeinde, so oder so. —

Die Bauern turkelten heim; die Bäuerin würde heute nicht reisen, daß der Mann so spät kam. Sie lag gewiß noch wach und wollte hören, wem sie eins von der Hungerstippe aufgehaßt hatten. —

Vier blieben im Dorf. — Vier kamen ins Waisenhaus. — Die Stine nahm der Schulzenkarl, weil sie mit ihren dreizehn Jahren die beste Gewähr bot, daß sie nicht „umfünst freten“ würde. —

Das Ding bekam's nicht gut. — Waisenkinder bekommen's selten gut. — Satt zu essen kriegte sie, — aber kein Körnlein Liebe gab man ihr. Desto mehr mußte sie arbeiten. Wozu lud man sich sonst ein fremdes Ding auf den Hals. Die Stine war willig, sie tat ohne Murren, was man von ihr verlangte. Lächeln sah man sie nie. Die Augen blickten immer so traurig-sehnsüchtig, als wenn das Kind das alte Hungerglück im Elternhause suchte.

„Sei is sone Stille, immer dusemang und mufflig. As wenn seit noch besser hebben mücht,“ murrete die Bäuerin. —

Stine wurde konfirmiert. Sommer und Herbst gingen ins Land. — Der Winter kam, ein böser, kalter Winter. In der elenden Bodenkammer, in der Stine schlief, piffte der Wind durch die zerbrochenen Fenster. Müde kroch das Kind des Abends die Treppe hinauf, müde schlief es morgens hinab. „Min Hals dut wei,“ klagte Stine an einem Morgen.

Man achtete nicht darauf. Drei Tage schleppte sie sich noch herum, dann konnte sie nicht mehr. Sie fieberte, und die Augen glänzten.

„Wei müten sei int Krankenhaus brengen,“ sagte die Schulzenkarl, „wat soll bi uns werden? Ick kann mei nicht afgeben met ehr.“

Stine bat, daß sie bleiben dürfe, sie hätte solche Angst vor dem Krankenhaus. Man lachte sie aus. —

Am nächsten Tage fuhr sie der Bauer in die drei Stunden ferne Stadt. Der Ostwind blies scharf und schneidend und ging der Kranken durch Mark und Bein. Sie saß zusammengekauert auf einem Strohbündel.

Der Bauer hockte gleichmütig vorn im Wagen und qualmte seine Pfeife. Immer im Schritt ging's, obgleich die Kranke schon mit dem Tode kämpfte. — Und dann die Angst vor dem Krankenhaus. — — —

Endlich hielt der Leiterwagen vor dem düsteren Gebäude.

„Krup doal, Stine,“ befahl der Schulzenkarl.

Stine rührte sich nicht. — Der Bauer rüttelte das Mädchen. Erschreckt zog er seine Hand zurück. Stine war kalt und steif.

„Sei werd doch nicht dot sin?“ murmelte der Mann.

Eine Schwester kam aus dem Hause und fragte nach dem Begehr des Bauern.

„Ene Kranke,“ sagte er ungewiß und wies nach dem Wagen.

Die Schwester trat näher und sah in Stines weißes Gesicht. Ein tiefes Mitleid erfaßte sie. „Ihr bringt schon eine Cote, Mann. Eure Tochter?“

„Aee, Gott seit gedankt, nur en Waisenkind.“ — — —
Stine wurde auf dem großen Stadtkirchhof begraben. Der kleine Hügel, der sich über sie wölbte, zerfiel bald. Disteln und Nesseln wucherten auf ihm. Kein Kreuzlein redete davon, wer hier ruhe. — — —

Und die andern sieben Würmlein? Was wurde aus ihnen? Wer weiß es? Wen kümmerte es? — — —
Es waren ja nur Waisenkinder! —



Ein verhängnisvoller Auftrag. Des berühmten Schriftstellers Herder ältester Sohn Gottfried hatte als Hofmedikus täglich im herzoglichen Schlosse zu Weimar zu erscheinen. Als einst ein hoher Beamter am Flektypus erkrankt war, wurde Herder von der Erbprinzessin Karl Friedrich nach dem Befinden des kranken Herrn gefragt. Herder antwortete, er sei nicht der behandelnde Arzt, doch habe er erfahren, daß die Krankheit bereits den Höhepunkt überstiegen habe und ein günstiger Ausgang zu erwarten sei. „Ich wünsche aber,“ fuhr die Erbprinzessin Maria, die Tochter Paul's I. von Rußland, fort, „daß Sie den Kranken selbst sehen und mir dann weiter berichten.“ Herder ging nach Hause, ein melancholisches Lächeln lag auf seinem Antlitze, und mißgestimmt sagte er zu seiner jungen Frau und einer anwesenden Schwester derselben: „Soeben habe ich mein Todesurteil empfangen. Die Großfürstin hat mir befohlen, den in der Genesung am Flektypus befindlichen Herrn v. N. zu besuchen. Ich habe schon viele Typhuskranken behandelt und niemals die geringste Furcht vor Ansteckung gehabt; die hohe Frau meint es auch gut, sie ist, wie Viele, des Glaubens, daß wir Aerzte vor Ansteckung sicher seien. Aber diesmal habe ich ein sicheres Gefühl, ich werde mir bei dem eigentlich unnötigen Besuche den Typhus holen.“ Frau und Schwägerin suchten ihn zu beruhigen, den bedenklichen Besuch unter irgend einem Vorwand zu unterlassen. Herder lachte und sagte, wieder heiter, mit ruhiger Miene: „Fort mit dem dummen Zeug, das man Ahnung nennt! Ich magte mich vor mir selber schämen, wollte ich mich von dieser nervösen Anwendung nur zwei Minuten beherrschen lassen. Macht euch also um mich keine Sorge!“ Sogleich war er wieder zur Tür hinaus und begab sich zu Herrn v. N. Er fand ihn bereits außer Bett auf dem Lehnstuhle sitzend, wechselte mit dem Genesenden einige Worte, und als er, nach Hause zurückgekehrt, bei Tische saß, scherzte er darüber, daß ihm, der in Lazaretten und Krankenhäusern so viel verkehrt hatte, jener Besuch unglücklicherweise vorgekommen war. Indes schon am dritten Tage ergriff den jugendfrischen, lebenswürdigen Mann die entsetzliche Krankheit, und nach weiteren fünf oder sechs Tagen stand seine trostlose junge Gattin, mit der er die glücklichste Ehe geführt hatte, an seinem Sarge. Die Ahnung, die aus dem tiefen Dunkel der Seele in's Bewußtsein tritt, in tausend Fällen nur ein Spiel der Einbildungskraft, hatte sich diesmal in traurigster Weise erfüllt.

Der Schalk im Auslande.

Die Entwicklung der Zähne. Professor Vorsatz: „Ja, leider, verehrte Damen und Herren, die abscheuliche Unsitte des Rauchens einerseits und der übermäßige Genuß von Süßigkeiten andererseits haben, wie ich durch sorgfältige und wissenschaftliche Untersuchung zur Evidenz festgestellt habe, einen verhängnisvollen Einfluß auf das Wachstum der Zähne. Die Zähne der kommenden Generationen werden immer leichter und kleiner werden. Mehr als das — im Verlaufe dieser rückblickenden Entwicklung, — wenn ich mich so ausdrücken darf —, werden wir eines Tages unzweifelhaft an jenem Punkte anlangen, wo die Kinder überhaupt ohne alle Zähne geboren werden.“

Journal pour rire.

Bei der Stadtratswahl. „Was halten Sie von den beiden Kandidaten?“ fragte bei den letzten Stadtratswahlen der Wähler Ritsche den Wähler Gohlke.

„Was ich von den beiden halte?“ fragte Gohlke zurück. „Wenn ich die beiden ansehe, dann danke ich dem Himmel, daß ich nur einen davon zu wählen brauche.“

Motto per ridere.



2.



4.



Boshast.

(Zu nebeneinanderstehenden Bildern.)

— „Sehen Sie das prachtvolle Haar des Fräulein Maier?“
 — „Das kann die sich bei ihrem enormen Vermögen auch gestatten.“

Ein unbewusster Satiriker.

Café-Kellner (einem älteren Herrn, dessen junge kofette Frau ein Leutnant auffallend den Hof macht, Gebärd präsentierend): „Vielleicht ein paar ‚Sörnchen‘ gefällig?“

Merkwürdiger Ideengang.

— „Nun, wie geht's, alter Freund, lange nicht gesehen?“
 — „Ach, schlecht. Meine Schweine haben sämtlich den Rotlauf.“
 — „Hm, hm, das bedaure ich aufrichtig. Aber, nicht wahr, Du selbst bist doch gesund?“

Anspruchlos.

Junge Dame: „Sie waren längere Zeit im Urwald, Herr Doktor? Das muß doch aber entsetzlich sein, so Monate hindurch keinen einzigen Menschen zu begegnen.“
 Naturforscher: „Na, es waren ja eine ganze Menge Affen da!“

Boshast.



Selbstbewusst.

Herr von Schneid: „Weshalb hat Ihre Fräulein Tante eigentlich nicht geheiratet, gnädige Frau?“
 Dame des Hauses: „Man sagt, sie soll in ihrer Jugend eine unglückliche Liebe gehabt haben.“
 Herr von Schneid: „Unmöglich! Hat mich doch damals noch garnicht gekannt!“

Fatal.

Kammerherr (zum Zeremonienmeister): „Warum denn so verzweifelt, lieber Freund?“
 Zeremonienmeister: „Ach, denken Sie sich das Unglück — das furchtbare Pech — Durchlaucht erzählt eben ein selbsterlebtes Abenteuer, das ihn kürzlich auf der Jagd zugestoßen, und als die Spannung bei den Zuhörern am größten und Durchlaucht beim Schluß war — da habe ich niesen müssen!“

Aus märkischer Volksschule.

Lehrer: „Nun kommen wir also zu unserer lieben engeren Heimat, Kinder. Was weißt Du mir denn z. B. von der Mark zu erzählen, Willy?“
 Willy: „Mein Vater hat gestern die Mark verossen, wo er Kartoffeln vor holen sollte, und da hat et von Muttern Sengen jegeben!“

Das zweite Los.

Von Eduard Jürgensen.



otteriespielen ist bekanntlich nicht so leicht. Ich meine selbstverständlich das rationelle Lotteriespielen, welches gleichzeitig mit Gewinnen verbunden ist!

Gute, tüchtige Lotteriespieler sind daher auch äußerst selten; meistens wird diese edle Kunst von Dilettanten betrieben, und die Resultate sind alsdann auch nur wenig zufriedenstellend.

Am Stammtisch in der „blauen Traube“ hatte man diese bitteren Erfahrungen auch bereits verschiedene Male gemacht. Es verkehrte nämlich in diesem Lokal ein sogenannter Subkollekteur, d. h. eigentlich war er Cigarrenfriese, der aber „im Nebenamte“ mit allerhand verbotenen und erotischen Losen zu handeln pflegte und auch eine ganz ungewöhnliche Begabung besaß, dieselben harmlosen Leuten anzuhängen. „Sie mögen gegen das Lotteriespiel sagen, was Sie wollen, meine Herren,“ war seine stete Redensart, „Eins steht auf alle Fälle fest: Wer absolut nicht spielt, hat auch unbedingt nicht die geringste Chance etwas zu gewinnen!“

Na, gegen diese unumstößliche Wahrheit ließ sich denn ja nicht aufkommen, und so hatte der Herr Kollekteur allmählig im Laufe der Zeit fast einem jeden Besucher der „blauen Traube“ mal irgend ein Los aufgedrängt, nur bei dem Schmiedemeister Zange hatte er damit bisher nichts erreichen können.

„Bei mir haben Sie da kein Glück mit, Sie oller Schlaun-

hund, an den braven Schmied, bei ihm heute Abend besonders „präpariert“ erscheinen möchte, denn er saß bereits bei dem sechsten Schoppen, war demnach schon etwas zugänglicher.

„Nun sagen Sie mal, mein alter Freund,“ meinte der lustige Subkollekteur, „wir kennen uns nun doch schon so lange Zeit, und ich muß Ihnen wirklich das Zeugnis ausstellen, daß Sie bei längerer Bekanntschaft gewinnen! Also weshalb wollen Sie diese Chance nicht ausnutzen? Nehmen Sie doch auch heute Abend endlich mal ein Los von der neuen Sorte!“

Aber der Schmiedeeiserne zeigte sich zunächst noch spröde. „Ach wat, mit Ihre faulen Witze immer. Ich erwarte ja doch Nichts, um wenn ich Ihnen noch so lange kenne, dazu bin ich nicht dämlich genug!“

„O bitte,“ fiel hier der vorhin erwähnte Rat beleidigt ein, „wie können Sie so etwas sagen, Herr Zange, ich habe auch doch soeben ein Los genommen!“

Zange guckte den Herrn Rat verständnislos an. „Wat wollen Sie damit andeuten, Herr Rat?“ fragte er etwas kleinlaut, „habe ich Ihnen vielleicht beleidigt?“

„Nun, gewissermaßen ja!“ meinte dieser, „denn wenn ich mich für dämlich genug halte, ein Los zu nehmen in der Hoffnung darauf zu gewinnen, so haben Sie doch gewiß keine Veranlassung, die Sache so ohne Weiteres von der Hand zu weisen, denn Sie werden sich doch nicht für klüger halten, als mich?!“

Gegen diese Logik konnte der schmiedeeiserne Herr nun natürlich nicht aufkommen, er war also bereits halb breitgeschlagen, und leise zischend kam es nur noch aus ihm heraus: „Den Quatsch versteh ich zwar nicht, aber —“

In diesem Augenblick hielt es der Kollekteur für richtig, „begütigend“ einzuspringen, indem er bemerkte: „Aber Herr Zange, über den Grad Ihrer Dämlichkeit wollen wir doch hier nicht streiten, Eins steht jedenfalls fest, wie ein von Ihrer Hand geschmiedeter Pfeiler, Sie müssen diesmal unbedingt gewinnen! Denn sehen Sie mal, hier steht es doch deutlich in dem staatlich herausgegebenen Plane gedruckt:



„Berger!“ pflegte Zange stets zu äußern, wenn ihm der Kollekteur mal Offerte machte.

„Aber das will ich ja auch gar nicht, Sie sollen ja bei mir Glück haben!“ entgegnete dann wohl der Lotteriemensch; aber selbst dieser vorzügliche Witze versagte bei dem Schmiedemeister nicht, er blieb hart wie Eisen. —

Indes selbst Eisen wird bekanntlich schließlich mal weich, wenn es andauernd bearbeitet wird und besonders, wenn es vorher in Glühhitze gebracht ist.

Und so kam denn zuletzt auch mal für Vater Zange der Tag, an dem er unterliegen sollte.

Es war nämlich irgend eine neue Lotterie eingeführt worden, bei welcher — laut Plan — jedes zweite Los gewinnen mußte. Wie viel der Gewinn betrug, das war ja freilich eine andere Sache, aber das Faktum als solches stand doch fest, unerschütterlich fest.

Der Cigarrenonkel begann daher an diesem Abend mal wieder — spielend — seine Operation, und nachdem er einem andern Mitglied des Stammtisches, einem Herrn Rat sogar, glücklich eins der neuen Lose aufgedrückt hatte, wendete er sich denn auch zum so und sovielten Male, zähe wie ein Dachs-

Jedes zweite Los gewinnt! Nicht wahr?“

„Na ja doch, det seh ich woll. Lesen kann ich ja Zottseidant ebenso jut, wie der Herr Rat!“

„Nun also!“ fiel jetzt der Losehändler ihm triumphierend in die Rede, „und somit ist die Sache doch vollständig klar: Der Herr Rat haben soeben das erste Los genommen, jetzt nehmen Sie das zweite, und der Gewinn ist Ihnen sicher, todsicher! Nicht wahr, meine Herren?“

„Nun, selbstverständlich, selbstverständlich!“ klang es ringsherum am Stammtisch, wozu sogar der Herr Rat lächelnd beistimmte, und so wurde denn unter Scherzen und Lachen der alte Zange mit seinem Glückslose beglückt. Alles Anfeuern half ihm diesmal nichts, er mußte seine baren 10 Mark auf den Tisch legen. — — —

Es waren mehrere Wochen ins Land gegangen, da herrschte eines Abends im Gasthaus zur „blauen Traube“ am Stammtisch mal wieder eine recht „erhöhte“ Stimmung. Es hatten sich zwar noch nicht sämtliche Stammtischler eingefunden, aus dem geheimnisvollen Wispern und Richern jedoch, das ringsum laut wurde, konnte man wohl mit Sicherheit annehmen, daß heute etwas ganz ungewöhnlich Spakhaftes

in Aussicht stehen müsse. Leider fehlte der Herr Schmiedemeister Zange immer noch. Dafür war aber der wichtige Lotteriekollekteur schon als einer der ersten erschienen, und auch der Herr Rat sah bereits neben ihm, und jeden Augenblick ertönten Worte, wie: „Das gibt aber einen Spaß, das gibt einen Hauptspaß! Das dämliche Gesicht von dem Alten möchte ich bloß sehen. Kinder, wird das ein Ull! Ein wirklicher Kapital-Ull! —“

Und schließlich erschien der Langersehnte denn auch. Ernst und würdevoll, wie immer, ohne einen Muskel in seinen eisernen Gesichtszügen zu verziehen, setzte er sich auf seinen gewohnten Platz, und nachdem er seine Pfeife in Brand gesetzt, seinen ersten Schoppen Bier bekommen und dann mit Kennermine den ersten Schluck eingefogen hatte, begann er ein ruhiges Tagesgespräch, während alle Übrigen auch — soviel als möglich — ihre Ruhe zu bewahren sich bemühten. — Nur vorher nichts merken lassen! — — —

Da nahm plötzlich — so ganz „ungedonken“ — der alte Herr Rat die Abendzeitung her, und nachdem er einige Minuten nachlässig darin geblättert hatte, wandte er sich auf einmal zu seinem Nachbar, dem Lotteriekonkel, mit den Worten: „Sehn Sie mal, mein Lieber, hier ist ja wohl auch schon die Gewinn-Liste von der Lotterie abgedruckt, in welcher Herr Zange und ich kürzlich ein Los von Ihnen entnommen haben!“

„Ja wahrhaftig!“ meinte der Loheshändler scheinbar ganz erstaunt, „na das ist aber doch toll, mir hat man die Liste noch nicht zugeschickt oder meine jungen Leute haben es wieder verbummelt, mir dieselbe zu überreichen. Na, denen werde ich auf den Kopf kommen!“

„Nun, das ist ja am Ende nicht so wesentlich, und die Sache hat ja auch nicht solche Eile,“ entgegnete der Herr Rat in gemütlichem Tone, denn gewonnen werden wir ja doch nichts haben, dazu sind Herr Zange und ich doch nachweislich Beide nicht dumm genug!“

„Nee, det stimmt! Davon bin ich ooch fest überzeugt!“ rühte der Schmiedemeister, der auf diese Unterhaltung inzwischen natürlich auch aufmerksam geworden war, freundlich herüber.

„Um, das können wir ja bald konstatieren,“ war die Entgegnung des Loheshändlers, „falls die Herren ihre Lose nicht bei sich haben sollten, ich habe mir die Nummern hier in meinem Taschenbuch notiert!“ Dabei zog er das Lehtere aus der Brusttasche, suchte einige Sekunden und fing dann an vorzulesen: „Sie Herr Rat, haben also die Nummer siebentaufenddreihundertundvierundvierzig! Wollen Sie nun bitte mal nachsehen?“

„Siebentaufenddreihundertundvierundvierzig sagten Sie?

Tut mir leid! Zwanzig Nummern weniger, dann hätte es geklappt! Es scheint also wirklich zu stimmen, daß ich nicht dumm genug zum Gewinnen bin!“

„Ja, Sie hatten ja aber auch das erste Los, Herr Rat,“ fuhr der Loseverkäufer ruhig fort, nun wollen wir mal bei dem zweiten Lose, das der Herr Zange genommen hat, nachsehen, das muß ja — laut Plan — entschieden gewonnen haben. Also bitte: Fünfundachtzigtausendzweihundertunddreizehn!“ Und der Herr Rat sah wieder nach.

„Wahrhaftig, meine Herren!“ schrie er auf einmal laut auf, „ist so etwas möglich?! Die Nummer ist tatsächlich raus! Herr Zange, Ihre Prophezeiung mit dem Mangel an Dämlichkeit stimmt nicht! Sie sind erkannt, bis auf die Knochen erkannt, das Schicksal selbst hat sein Urteil gesprochen!“

Den Aufstand und das Gelächter, die nach diesen Worten am Stammtisch losbrachen, zu beschreiben ist einfach unmöglich.

„Zange ist erkannt! Er ist endlich durchschaut, der Heuchler!“ ertönte es von allen Seiten, und selbst sein alter langjähriger Freund, der Rentier Krause, konnte sich nicht enthalten, in die allgemeine Uzei einzustimmen: „Wat, Willem? Also Du bist wirklich so'n dämlicher Kerl? Un, det haste mir so lange verheimlicht? Psui, schäme Dir! Det hätt' ich nich von Dir jedaht, det Du wirklich dämlich jenug wärst, in die Lotterie zu jewinnen! Nee, weeste, über Dir aber ooch!“ —

Und das Gelächter wollte kein Ende nehmen. — —

Derjenige aber, dem alle diese „Obationen“ galten, saß absolut ruhig auf seinem Stuhle, als wenn ihm garnichts wegwäre.

„Mit wie ville is'n det Los eesentlich rausjekommen?“ fragte er schließlich nur so ganz gemächlich, sehn Se doch, bitte, noch mal nach, Herr Rat!“

„Nun, entgegnete dieser, nachdem er wieder in die Zeitung geguckt hatte, es ist zwar nur sehr wenig, und Seht werden wir daraufhin wohl heute Abend kaum trinken können, aber das ist bei Ihren Vermögensverhältnissen ja auch ganz gleichgültig. Die Tatsache bleibt jedenfalls bestehen, die Tatsache, daß Sie zum Lotteriegewinnen nicht zu klug sind!“

„Ach wat, wie ville det Los jewonnen hat, will ich wissen!“

„Nun, fünf Mark!“ berichtete der Loheshändler, der inzwischen auch nachgesehen hatte, aber Sie sehen doch daraus, meine Herren, daß die Anzeige keine Unrichtigkeit enthielt, daß wirklich jedes zweite Los — — —

„Wat? Fünf Mark bloß?“ unterbrach ihn in diesem Augenblicke schroff der wadere Schmiedemeister, „na, denn bin ich man froh, det ich det Ding jestern Abend noch for zehn Mark an meinen Nachbar verkoost habell! Ich wußte ja, det ich doch nich dämlich jenug war, zu jewinnen!“

Man muss sich zu helfen wissen.



Fräulein: „Wie sind Sie nur mit den zerbrochenen Rudern ans Land gekommen?“ — Herr (Schlangemensch): „O, sehr gut; ich habe mich einfach als Schraube hinten an das Schiff befestigt!“